



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Möglichkeiten vorläufig offen zu halten und uns zu rüsten auf die große Stunde, wo das Verhängnis über das Reich der Söhne Osmans hereinbricht, das ist unsre Pflicht. Dazu braucht es vermutlich nicht eines pommerischen Grenadiers, wohl aber unsrer Marine. Heute ist sie in der Regel noch immer im ganzen Mittelmeer durch den alten längst kriegsuntüchtigen Raddampfer „Voreley," jetzt auch durch sein kleines gleichnamiges Ersatsschiff vertreten, während die amerikanische Union, die nur ein paar Missionen in Kleinasien und Syrien hat, ein ganzes Geschwader herüberschickt. Ist unsre Marine in ihrem gegenwärtigen Schiffsbestande wirklich zu schwach, mit dem etwa wünschenswerten Nachdruck im Mittelmeer oder sonstwo aufzutreten, dann ist es Pflicht der Regierung, das offen zu erklären, und Pflicht des Reichstags, das Nötige zu bewilligen. Denn auch diese Fragen werden schwerlich ohne Blut und Eisen entschieden werden, und eine Versäumnis aus falscher Sparsamkeit dürfte uns teurer zu stehen kommen als die Knochen eines pommerischen Grenadiers. Die allgemeine Lage erscheint gerade jetzt nicht ungünstig, eine festere Stellung in den orientalischen Wirren zu nehmen, wie es in Ostasien bereits geschehen ist. England hat sich durch seine ebenso habgierige als treulose Politik so völlig isolirt wie kaum jemals vorher; das sogenannte russisch-französische Bündnis wird durch die augenscheinlichen Bemühungen des jungen Zaren, ohne schroffen Bruch mit der Politik seines Vaters in ein besseres Verhältnis zu Deutschland und Osterreich zu kommen, seines gefährlichen Charakters so ziemlich entkleidet, und so wird es vielleicht, trotz neuer chauvinistischer Aufwallungen an der Seine, die den Zarenbesuch vermutlich begleiten werden, einer klugen und taktvollen Politik möglich sein, über den heillosen toten Punkt, unser gespanntes Verhältnis zu Frankreich, allmählich doch hinwegzukommen, um die Arme frei zu haben für größere Aufgaben, für die bessere Sicherung unsrer Zukunft.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Spannungen. Hoffentlich überzeugen sich die ausländischen Gäste unsers Kaisers auf dem Lausitzer Manöverfelde, daß Deutschland unter Preußens Führung militärisch noch ganz ebenso furchtbar ist wie 1866 und 1870. Das würde die Wirkung haben, daß es sich unsre Nachbarn zweimal überlegen, ehe sie es zu einer kriegerischen Verwicklung kommen lassen, wenn Deutschland etwa einmal Ansprüche erhöhe, die mit ausländischen Interessen oder auch bloß Einbildungen und Unmaßungen zusammenstießen. Dieser Fall könnte in nächster Zukunft eintreten, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, daß unsre Regierung in der ratlosen

Ratsstube des europäischen Areopags die Frage nach der Lebensfähigkeit des türkischen Staates aufgeworfen hat.

Nichts kann thörichter sein als die krankhafte Friedensliebe, die die Blätter aller Parteien zur Schau tragen, und ihre immerwährenden Beteuerungen, daß Deutschland schlechterdings kein Interesse an irgend etwas habe, was jenseits der Grenzen des deutschen Reichs liegt. Können doch unsre innern Spannungen, die täglich unerträglicher werden, schlechterdings auf keine andre Weise gelöst werden als durch Ableitung nach außen. Welche Ströme von Unmut und Unzufriedenheit haben sich auf den Handwerkerveranstaltungen ergossen, die in den letzten Wochen über die Gewerbenovelle beraten haben, und welchen Unwillen und Haß haben die Ergüsse bei den Gegnern der Zünftler zur Rechten wie zur Linken entflammt! Den Kern der heutigen Handwerkerfrage hat auf dem südwestdeutschen Handwerkerstage der Münchner Buchbindermeister Nagler mit den Worten enthüllt: „Es handelt sich weniger darum, dafür zu sorgen, daß einige tüchtige Meister sich zu Fabrikanten aufschwingen, wie dies wohl jetzt der Fall ist, als darum, daß der Durchschnitt der Handwerker sein Brot findet.“ Das bedeutet aber die Rückkehr zu den frühmittelalterlichen Grundsätzen und eine Kriegserklärung an die Führer und Vertreter des modernen Wirtschaftslebens, die allesamt, mit der Naturwissenschaft des Jahrhunderts und mit den Schriften des Herrn Ammon ausgerüstet, behaupten, es sei nicht allein das Recht, sondern die Pflicht der Befähigten, nach Reichtum zu streben; eben in dem Ringen um Reichtum und in dem Siege der Befähigten vollziehe sich die Auslese des Bessern, die Massenveredlung, der Fortschritt der Menschheit; die arm blieben, bewiesen eben dadurch, daß sie Dummköpfe oder Schwachköpfe, Kurzschädel von kleiner Gehirnmasse seien und in die untere Schicht, in der sie sich vergebens abmühen, gehörten als Fußschemel und Werkzeuge der gehirnreichen Langschädel, und das Hauptorgan dieser edlen Langschädel, die Post, hat denn auch schon die Herren vom Meistertopf und von der Hobelbank mit der Mahnung: bei ihrer geringen Bedeutung fürs Staatswesen zieme ihnen die trotzige Sprache nicht, die sie führten, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen. In Breslau andererseits haben die Meister — dort waren es ausschließlich Bäcker —, die sonst selbst über Ausbeutung zu klagen pflegen, sich im Kampfe gegen die Bäckereiverordnung des Bundesrats als so übermüthige Ausbeuter geberdet — still, Sie Pumpernickelbäcker! wurde einer angeschrien, der für die Sonntagsruhe einzutreten wagte —, daß sich die konservativen und die Zentrumsorgane genötigt sehen, ihren ungeberdigen Schützlingen die strengste Mißbilligung auszusprechen, und daß in Versammlungen von Berliner Bäckergefelln die verzweiflungsvolle Wut gegen die Meister mit elementarer Gewalt hervorgebrochen ist.

Die Spannung zwischen Industrie und Landwirtschaft oder vielmehr Agrarierthum sodann ist eben daran, die nationalliberale Partei zu sprengen, die nicht über so starke Reissen wie die Böttcherei des Zentrums verfügt. Bis vor kurzem haben einige Wortführer der Partei den Schein zu erwecken verstanden, als ob die Nationalzeitung mit ihrem Kampf gegen das Agrariertum der Partei nur einige Berliner Pflastertreter hinter sich hätte; nun aber erklären die Berliner Politischen Nachrichten, die niemand in dem Verdacht liberaler Gesinnung haben kann: die Haltung der Rheinisch-Westfälischen Zeitung entspreche nicht den Ansichten der rheinischen Großindustriellen; diese könnten unmöglich die agrarische Agitation begünstigen, da die Agrarier die Großindustrie und deren Lebensnerv, das Großkapital, beinahe noch leidenschaftlicher bekämpften als die Sozialdemokraten. In der That tritt auch hinter diesen Kämpfen der Groß- und Kleinkapitalisten unter sich ihr ge-

meinsamer Gegensatz zu den Sozialdemokraten zurück, die einander ihrerseits der Gewerkschaftsfrage wegen in die Haare geraten sind, sodaß Liebknecht, der Chefredakteur des Vorwärts, und sein Stab im Vorwärts Erklärungen gegen einander loslassen. Desto heftiger tobt der Kampf zwischen den Konservativen und den Christlich-Sozialen, die es nun wirklich unter Raumanns und Böhrs Führung mit der Gründung einer großen „national-sozialen“ Partei der kleinen Leute wagen zu wollen scheinen, sowie zwischen dem König Stumm und der Geistlichkeit seines Reichs, die, das ist das schönste bei der Sache, nichts weniger als sozialdemokratisch, ja nicht einmal christlich-sozial, sondern bloß — nicht ganz stumm ist.

Und neben diesen wirtschaftlichen Spannungen macht sich eine politische bemerkbar, die, in Preußen nicht eben neu, beinahe dreißig Jahre lang hinter den konfessionellen, wirtschaftlichen und sozialen Gegensätzen zurückgetreten ist, obwohl sie selbst ein soziales Element enthält: die zwischen Beamtschaft und Bürgertum. Die sonderbare Königsberger Geschichte scheint am Orte eine ungeheure Aufregung erzeugt und im ganzen Reiche sehr viel böses Blut gemacht zu haben. Jedenfalls wird die eigentümliche Auffassung des Regierungspräsidenten von den Pflichten eines Richters im Abgeordnetenhaus geprüft werden müssen. Daß diesmal ein Amtsgerichtsrat nicht auf der Seite der „Assessoren,“ Verwaltungsbeamten und Offiziere, sondern auf der Seite der Bürgerschaft steht, gehört zu den Anzeichen eines Umschwungs in der Haltung der preußischen Richter, die eine Zeit lang zu der Klage Veranlassung gegeben haben, sie ließen die politische Unabhängigkeit vermissen, durch die sie sich bis zum Jahre 1866 und noch darüber hinaus so rühmlich ausgezeichnet haben. Soweit die Parteien einander aus wirtschaftlichen Gründen anfeinden, ist ihr Kampf das Ringen von Schiffbrüchigen um einen Platz auf der Planke. Nicht als ob die Parteiführer sämtlich Schiffbrüchige wären — giebt es doch Leute darunter, die sehr warm sitzen —, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen fühlt sich jeder schon gefährdet, wenn er nicht Aussicht auf Vermehrung seines Reichtums und auf noch größere Sicherheit hat. Vielleicht würden sich die Gegner, anstatt sich in gehässigen Kämpfen aufzureiben, mit einander verbünden, wenn sie nicht blind wären gegen die eigentliche Ursache ihrer Angst, die sie beharrlich übersehen: die Schmalheit der Planke.

Der Streit um den Kaufmann. Die Hamburger Nachrichten haben im März einen Protest gegen die mancherlei Gesekentwürfe gebracht, die aus der Absicht hervorgegangen waren, gewisse Auswüchse des Handels zu beschneiden, von denen aber nicht wenige Kaufleute behaupteten, es würde dadurch auch die Bewegungsfreiheit eingeengt werden, die der ehrliche Kaufmann für sich brauche. In diesem Protest kommt der Satz vor: „Man sollte nicht vergessen, daß gerade eine freie Entwicklung des Handels die erste Grundlage für das Blühen und Gedeihen eines Staates ist.“ Darauf erwiderte „ein Hamburger Kaufmann,“ die Verfasser dieses Protestes verstünden nichts von Volkswirtschaft; der Staat habe nur eine Grundlage, das sei die Landwirtschaft; diese allein sei produktiv, schaffe Werte und schaffe neun Zehntel des Volksvermögens; das zehnte Zehntel werde vom Auslands-handel herbeigeschafft. Alle andern Gewerbe schüfen nichts und vermehrten das Volksvermögen um keinen Pfennig. Insbesondere thue das der Kaufmann nicht. Allerdings sei der Handelsstand an sich nicht zu entbehren, wohl aber sei ein großer Teil der Kaufleute nicht allein entbehrlich, sondern wirke schädlich. Ein Hauptschaden bestesse darin, daß den Landwirten durch die Nahrungsmittelleinfuhr ihr gebührender Arbeitslohn und dadurch die allein produktive und Vermögen

schaffende Thätigkeit entmutigt werde. Davan knüpfte sich eine längere Polemik in den Hamburger Blättern, und die hat dann Ein Hamburger Kaufmann, um eine Abhandlung vermehrt, unter dem Titel: Ist der Handelsstand produktiv? bei Georg Freund in Leipzig herausgegeben.

Daß „eine freie Entwicklung des Handels die erste Grundlage für das Blühen und Gedeihen“ jedes Staates sei, glauben wir allerdings auch nicht, daß sie aber Lebensbedingung für den Handelsstand ist, liegt auf der Hand. Daß freilich der Mensch essen muß, um leben zu können, haben die alten Phönizier und die mittelalterlichen Venetianer so gut gewußt wie jedermann, und wissen wahrscheinlich auch die heutigen Hamburger; aber ebenso gut wissen sie, daß sie ohne Handel nicht reich sein und keinen reichen Staat bilden, ja überhaupt nicht in Hamburg, in Venedig leben könnten, weil eben auf dem Pflaster und auf dem Wasser nichts wächst, daß sie dagegen als Kaufleute sehr gut und sogar üppig leben können, ohne selbst Landwirtschaft zu treiben. Was Wunder, wenn in der Hitze des heutigen Interesses der Bürger eines Handelsstaats sich zu Verallgemeinerungen fortreißen läßt und die Lebensbedingungen des Staats überhaupt mit den Lebensbedingungen des Handelsstaats verwechselt! Was Wunder auch, daß es gerade ein Kaufmann ist, der solcher Übertreibung entgegentritt und dabei in die entgegengesetzte Übertreibung verfällt! Kann doch keine menschliche Einrichtung dem Verhängnis entgehen, daß sie sich bis zu einem Punkte entwickelt, wo Vernunft Unfinn, Wohlthat Plage wird; das ist natürlich auch beim Handel hier und da der Fall, und die Kaufleute müssen es ja am besten wissen, wo und wann sie anfangen, überflüssig und schädlich zu werden. Aber die praktischen Fragen, um die es sich im verfloßenen Sommer gehandelt hat, sind durch die akademischen Erörterungen der vorliegenden Broschüre nicht geklärt und noch viel weniger beantwortet worden. Die fraglichen Gesezentswürfe, die seitdem Geseze geworden sind, zerfallen in zwei Gruppen. Die Geseze der ersten Gruppe sollen dem unlauteren Wettbewerb steuern und dem seßhaften Handwerker und kleinen Kaufmann die Konkurrenz der Hausierer, der auswärtigen Großkaufleute und der Konsumvereine, überhaupt des Großkapitals, vom Leibe halten; die andern gesezlichen Bestimmungen sollen die Auswüchse des Börsenhandels beschneiden, ausgesprochenmaßen vorzugsweise zu dem Zweck, die Getreidepreise zu erhöhen. Es fragt sich nun, ob nicht die Vorteile, die man dem kleinen ansässigen Gewerbe- und Handelsstande zugebracht hat, durch allerlei Nachteile mehr als aufgewogen werden, und ob die Börsenreform ihren Zweck erfüllen wird, wobei einstweilen dahingestellt bleiben mag, ob Erhöhung der Getreidepreise überhaupt ein erstrebenswertes Ziel ist und zu den Aufgaben des Staatsmanns gehört. Da ja nun die Erfahrung der nächsten Jahre diese beiden Fragen beantworten muß, so wäre es unnütz, sich jetzt noch darüber zu streiten. Aber daß in diesem Streite der ganze Handelsstand immer wieder als ein Schmarogergewächs der öffentlichen Verachtung preisgegeben und dadurch der blödsinnige Haß der Klassen und Berufsstände gegen einander geschürt wird, das halten wir für ein Unglück, und darum erachten wir uns für verpflichtet, den in der vorliegenden Broschüre entwickelten Ansichten entgegenzutreten. Wir haben das Agvarierium sehr scharf bekämpft, aber niemals ein Wort gesagt, das geeignet wäre, den Bauer, den Rittergutsbesitzer in der Meinung des Publikums herabzusetzen; wir haben stets erklärt, daß wir wünschen, die Landwirtschaft möchte die Grundlage unsers Staatswesens bleiben, und haben bedauert, daß uns, wenn es so fortgeht, Übervölkerung zwingen wird, uns zum reinen Industrie- und Handelsstaate fortzuentwickeln; eben weil wir überzeugt sind, daß die agrarische

Bewegung dem Bauernstande mehr schadet als nützt, sind wir ihr entgegengetreten. Möge man auf der andern Seite ebenso verfahren, möge man die Auswüchse des Handels bekämpfen, nicht aber ihn als eine Schmarotzerpflanze verächtlich machen.

Eine ausführliche Kritik der Broschüre ist in den Grenzboten nicht notwendig, weil sie die wichtigsten volkswirtschaftlichen Fragen hinlänglich klar gemacht haben. Es sollen deshalb nur die beiden Hauptdogmen des Hamburger Kaufmanns mit einigen Worten beleuchtet werden. Wenn er den Kaufmannsstand schlechterdings unproduktiv nennen will, so lassen wir ihm das Vergnügen; um Worte streiten wir nicht. Aber daß der Handel unentbehrlich ist, auch für die Produktion, das darf man nicht leugnen, wenn man nicht unsinnige und schädliche Agitationen begünstigen will. Wir vermuten, daß der „Hamburger Kaufmann“ wenig Lust haben würde, sich mit dem Verschleiß seiner Broschüren zu plagen, und daß er daher keine produziren würde, wenn ihm nicht ein Verleger diese kaufmännische Arbeit abnähme. Paul Ernst erzählte neulich in der Gegenwart, er sei nach Berlin gekommen aus einem Dorfe, wo man mit Äpfeln der besten Sorten die Schweine fütterte, weil man sonst keine Verwendung für sie habe; er bemerkt dazu, in Berlin sei es für ein Arbeiterkind ein Fest, wenn es einmal einen Apfel bekomme, und nennt das mit Recht einen verrückten Zustand. Wird irgend ein vernünftiger Mensch in jenem Dorfe daran denken, die Obstbaumzucht auszudehnen? Setzt gewiß nicht! Aber wenn den Leuten der Handel zum lohnenden Absatz ihres Obstes verhülfe, würde man es thun. Als England Kornzölle einführte, jammerten die Landwirte Mecklenburgs, Pommerns und Preußens, sie müßten den Getreidebau einschränken oder gar einstellen, und sie hätten es thun müssen, wenn ihnen nicht das Wachstum der inländischen Bevölkerung zusammen mit den Eisenbahnen einen stetig größer werdenden inländischen Markt erschlossen hätte. Die Ursachen des Rückschlags, den sie jetzt erleiden, und daß diese durch Beschränkung der Getreideeinfuhr nicht gehoben werden können, haben wir so oft klar gemacht, daß wir Anstand nehmen müssen, schon wieder auf das Thema zurückzukommen. Freilich entmutigen die jetzigen Preise die Getreideproduktion auf den Großgütern. Aber warum können deren Besitzer nur bei höhern Preisen bestehen? Weil sie teuer gekauft haben. Warum sind die Landgüter teuer? Erstens, weil jede Ware, also auch Grund und Boden, teurer wird, wenn bei gleichbleibender Warenmenge die Zahl der Käufer wächst. Zweitens, weil wir, ehe sich eine der Volkszahl entsprechende Einfuhr entwickelte, bis in die sechziger Jahre hinein Hungerpreise gehabt haben; die gemeinsame Wurzel der beiden Ursachen ist also die Überbevölkerung. Kein Staatsmann vermag es zu ändern, daß in dem überbevölkerten Lande entweder der Grundbesitz, der auf teurem Boden wirtschaftet, durch billige Preise ruiniert wird, oder daß die Hungersnot ein endemisches Leiden wird. Nur einen Ausweg giebt es: Zerstückelung aller großen Güter und Spatenbau auf kleinen Parzellen wie in China, wo jeder von dem Ertrage seines Aekers lebt, nichts oder wenig verkauft, eben deswegen aber auch wenig Industrieerzeugnisse kaufen kann. Natürlich würde das für uns, wenn es möglich wäre, ein Zurückschrauben auf einen niedrigeren Kulturzustand bedeuten. Außerdem hat die Bodenteilung ihre Grenzen. In China scheint die Grenze überschritten zu sein, denn Hungersnöte sind dort häufig, und Ungezieser wird als Delikatesse genossen.

Keiner Unsinn ist es, wenn behauptet wird, die Urproduktion allein schaffe Werte, und unser heimischer Aekerbau liefere neun Zehntel unsers Volksvermögens. Vom Volksvermögen sagen wir hier bloß, daß es unberechenbar, und daß es in der Volkswirtschaft nicht die Hauptsache ist. Weit wichtiger ist das Volksein-

kommen. Hat das Vermögen doch nur insofern Wert, als es Einkommen abwirft. Das Einkommen läßt sich nun auch einigermaßen abschätzen, wenn man nicht den Geldwert, sondern die wirklichen Einkommengüter ins Auge faßt. Stellen wir zum Zweck einer oberflächlichen Einkommenverglei chung zwei Männer neben einander: den Wilden, der von rohen Früchten, Wurzeln und Getreidekörnern lebt, und der die Zubereitung der Fleischspeisen darauf beschränkt, daß er Hühner z. B. nicht ungerupft verzehrt, der in einer Laubhütte oder Erdhöhle haust und von Kleidern, Geräten und Bequemlichkeiten nichts besitzt, obwohl ihm das Rohmaterial dazu reichlich zur Verfügung steht; daneben aber den reichen Hamburger, der die aus aller Welt zusammengesleppten Rohmaterialien in der Gestalt fein zubereiteter Speisen, eines schönen Hauses und Gartens, herrlicher und bequemer Zimmereinrichtungen, zweckmäßiger Verkehrsanstalten, wohlklingender Musikinstrumente, außerdem in der Gestalt von Büchern und Zeitungen gebraucht und genießt. Welcher von den beiden Männern ist der reichere? Kann man leugnen, daß der Hamburger Großkaufmann wirklich reich ist, weil er über einen Überfluß an Kunstzeugnissen verfügt, an denen der Rohstoffwert das allergeringste ist, und darf man den Wilden überhaupt reich nennen? Reiche Leute pflegen den Armen vorzuwerfen, daß sie „alles verschfressen.“ Die That sache ist richtig, wenn sie auch keinen Vorwurf begründet. Wer vierhundert Mark Einkommen hat — wir meinen mit dem „wer“ nicht den einzelnen Mann, sondern die Familie —, der verfrißt alles und leidet noch Hunger. Wer sechshundert Mark hat, der kann sich satt essen, behält aber nichts übrig. Wer tausend Mark hat, dem bleiben vierhundert Mark für andre Bedürfnisse. Wer dreitausend Mark hat, der „verfrißt,“ wenn er sparsam ist, nur ein Drittel, wer zehntausend Mark hat, nur ein Fünftel, wer hunderttausend Mark hat, noch kein Zehntel seines Einkommens. Daß die Landwirtschaft neun Zehntel unsers Volkseinkommens liefere, würde nur dann wahr sein, wenn wir allesamt Proletarier wären und unser ganzes Einkommen „verfräßen.“ Keinen Wert sollen Industrie und Handel den Produkten der Land- (und Forst-)wirtschaft usw. zusetzen? Man denke sich nur den Ansiedler im Urwald! Was sind ihm die hunderttausende von Baumstämmen, die Tierhaare, Pelze und Federn an den Leibern der Tiere, die um ihn herumlaufen und herumfliegen, die Gewächse mit verpinnbaren Fasern, was sind sie ihm denn wert? Gar nichts! Nun aber mögen Handwerker kommen, den tausendsten Teil dieser Schätze in Gebrauchsgüter verwandeln und ihm ein behagliches Heim schaffen; was ist ihm dann dieser winzige Teil des Rohprodukts wert? Er macht ihn zum wohlhabenden Manne. Und zuletzt mag der Kaufmann kommen und ihm seine Nahrungsmittel und Rohstoffe exportiren! Der macht ihn dann vollends zum reichen Manne.

Sedantag. Im Theater wird Carmen gegeben. Der Vormittag war trübseelig und grau, am Nachmittag regnete es herunter, was es konnte. Die vereinzelten Fahnen, die herausgesteckt waren, hingen schlaff herab wie nasse Handtücher. Verdrossen weckeltägige Straßen — die richtige Sedantagstimmung dies Jahr für Leipzig! Nachdem man sich fünf und zwanzig Jahre immer vergeblichere Mühe gegeben hatte, begeistert zu sein, war es an der Zeit, endlich einmal mit der albern werdenden Feier aufzuräumen. Man war dabei sogar einmal in Übereinstimmung mit den ungebärdigen Zeitgenossen, den Sozialdemokraten, und wenn man ehrlich war, mußte man es auch zugeben: in unsre knickerbeinige, vom Kaufmannsgeist beherrschte Zeit paßt dieser künstliche Zauber nicht mehr. Also weg damit! Es ist zudem besser, man wird nicht zu sehr daran erinnert, daß wir

große Zeiten gehabt haben; den Leuten könnte das Gelüste kommen, noch mehr große Zeiten haben zu wollen mit allerhand ärgerlichen Geschäftsförderung und uferlosen Geseleien. Wer will es denn anders haben, als es ist? Wir nicht, wir sind zufrieden, und auch unsre Zeitgenossen, die Sozialdemokraten, wollen weder Militarismus noch Flottenduselei, und auf Sedan spucken sie. Will das Volk aber selbst keinen Festtag, so brauchen die Beamten, Kommiss usw. auch keinen; jeder Werkeltag ist viel wert für das Gemeinwohl. Es wäre thöricht vom Himmel gewesen, sich in Unkosten zu stürzen und heiter dreinzusehen. Er hatte ganz Recht, es regnen zu lassen, wie es regnen wollte, sogar am Sedantag, wo es sonst doch nicht seine Art war.

Gestern war es anders. Ich bin doch stolz, ein alter Nikolaitaner zu sein, wenn auch die alte Nikolaitana nicht sonderlich Grund hat, stolz auf mich zu sein. Aber damals verstand sie es auch nicht, Feste zu feiern. Jetzt hat sich neue Rinde an dem alten Stamme gebildet, und er schlägt frisch und grün nach allen Seiten aus.

Der Tag war auch verschleiert, aber die Sonne brach durch, als das junge Volk in Zügen heranzumarschiert kam in die alte Nachbarstadt Taucha, die einst mit dem Leipzig in Windeln gewetteifert hat und heute den Ruhm hatte, die einzige wirkliche Sedanfeier Leipzigs, wie sie das Volk gern hätte, in seinem Bannkreis zu sehen. Die Kleinen, die Sextaner, Quintaner, Quartaner und Tertianer, waren mit uns dazugehörigen Lehrern und Eltern mit der Eisenbahn hinausgefahren und zogen, Musik und Fahne voran, durch die aufhorchenden Gassen von Taucha, um dort auf dem Markte das eben geweihte Siegesdenkmal zu umringen und der kleinen patriotischen Stadt ein fröhliches Hoch auszubringen. Die Großen kamen klassenweise zu Fuß anmarschiert, immer so, daß die neue Schar gerade ankam, wenn die vorher gekommene mit ihrem Kaffee in dem großen Schützenhaussaale fertig war. Feiner Aufmarsch! Und die Sonne sah auf ein fröhliches Gewühl auf der Schützenwiese herab, als nun, von lustiger Musik begleitet, die Wettspiele begannen, denen ein ganz wunderhübsches Freiübungenmanöver der Kleinen vorausgegangen war, und, immer die Klassen für sich, abwechselnd, von den ungebändigten Sextanern hinauf bis zu den würdevollen Primanern, Stangenklettern, Ballwerfen, Steinstoßen, Speerwerfen, Vogelschießen und was weiß ich noch, die Scharen in Bewegung setzte. Wohin das Auge blickte, frohe und eifrige junge Gesichter, überall Jubel und Frohsinn. Alle die Griechen und Lateiner, die Großen und die Kleinen waren einmal eins: deutsche Zungen, die wußten, was sie wollten: den Preis erringen! Und die Lehrer waren einmal Kameraden; man wußte nicht, wer mehr und lustiger bei der Sache war, sie oder die um sie gescharten Zungen.

Einer war noch dabei aus meiner alten Schulzeit vor Sechszundsechzig, aus der Zeit, wo ich die Ehre hatte, mich vor ihm zu blamieren — es ist mir immer noch unheimlich schülerhaft zu Mute, wenn ich dem guten Professor unter die Augen trete. Er stand auf der Veranda des Schützenhauses unter den Zuschauern, sein Enkelkind auf dem Arm, und sah mit fröhlichen Augen in das Gewoge der Festwiese hinaus. Ob er an die Zeit dachte, wo sich der Junge auf seinem Arm auch einmal mit dort unten tummeln würde, oder an die Zeit zurück, wo sich noch niemand so etwas wie eine Sedanfeier hatte träumen lassen? Wir ältern spüren noch ihren bleiernen Druck — und schon will man Sedan vergessen und findet seine Feier ein müßiges Spiel.

War das da unten vor uns nur ein müßiges Spiel? War es nur eine leere

Romödie, als dem Sieger des Tages der Kranz aufgesetzt wurde? Nein, aus den leuchtenden Augen der Knaben sprach es anders, als sie ihren Helden auf den Schultern zur Krönung trugen; es klang anders aus dem „Deutschland, Deutschland über alles,“ das aus den hunderterten von jungen Kehlen scholl — mein Sextaner darunter —, nachdem bei der Preisverteilung unser lieber Rektor ein markliges Wort zu seinen Jungen gesprochen hatte. Da sprang ein Funke in die jungen Herzen, der fortglimmen wird; das fühlte man: die feiern ihr Sedan weiter; sie werden wissen, was sie zu thun haben, wenn ihre Zeit nach ihnen fragt, und dieses matte Geschlecht, das Sedan nicht mehr feiern kann, dahin sein wird.

Überall in Deutschland regt es sich, Volksfeste zu schaffen, die den nationalen Geist nähren und Begeisterung für große Ziele entflammen sollen, denn es gilt auch für Deutschland noch, einen Preis zu erringen, den höchsten, den es noch nicht hat. Und hier läßt man das eingehen, was doch der natürliche Keim eines großen Volksfestes hätte sein können, hätte man ihn nur richtig gepflegt. „Olympische Spiele,“ womöglich internationale, vielleicht in Verbindung gebracht mit den Bestrebungen zur „Hebung der Messe,“ ja — aber dem Ehrentage Deutschlands — ist er denn das nicht mehr? — gönnt man, sich nach fünf und zwanzig Jahren auszulernen, und überläßt es den Veteranen, den Schulen und einzelnen Vereinen, ob sie auf eigne Faust die Erinnerung wachhalten und den Arm zum Handeln fühlen wollen. O Leipzig!

J. G.



Litteratur

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Von C. E. van Roetsveld. Aus dem holländischen überfetzt von Dr. D. Kohl Schmidt. Leipzig, Friedrich Jansa, 1896

Von einem Buche, das uns Jahrzehnte nach seinem ersten Erscheinen in einer Übersetzung geboten wird, darf man wohl annehmen, daß es sich als dauernd wertvoll erwiesen hat. Der nun verstorbne Verfasser, der sich als Prediger wie als Gelehrter in Holland einen bleibenden Namen geschaffen hat, ist besonders durch seine Auslegung der Gleichnisse Jesu auch in Deutschland bekannt geworden. Derselbe Verlag, der uns vor kurzem von diesem Werke eine Volksausgabe geboten hat, macht uns nun mit den Skizzen aus dem Mastlander Pfarrhause bekannt, die Roetsveld als junger Pfarrer beim Scheiden von dem Orte seiner ersten Wirksamkeit geschrieben hat, und die heute zum festen Bestand des holländischen Hausbücherschazes gehören.

Hinter dem schlichten Titel wird niemand mehr suchen, als er verspricht, mancher aber vielleicht weniger, als dahinter zu finden ist. Gewaltige Schicksale haben nicht an die Thür des Mastlander Pfarrhauses geklopft, und Stürme großer Leidenschaften haben seine Bewohner und Umwohner nicht erregt. Aber wer den Blick und die Hand hat, ins volle Menschenleben hineinzugreifen, auch wo es seinen Gang so stille geht wie in einem holländischen Dörfchen, der hat es noch immer interessant gefunden und andern interessant gemacht. Und Roetsveld hat